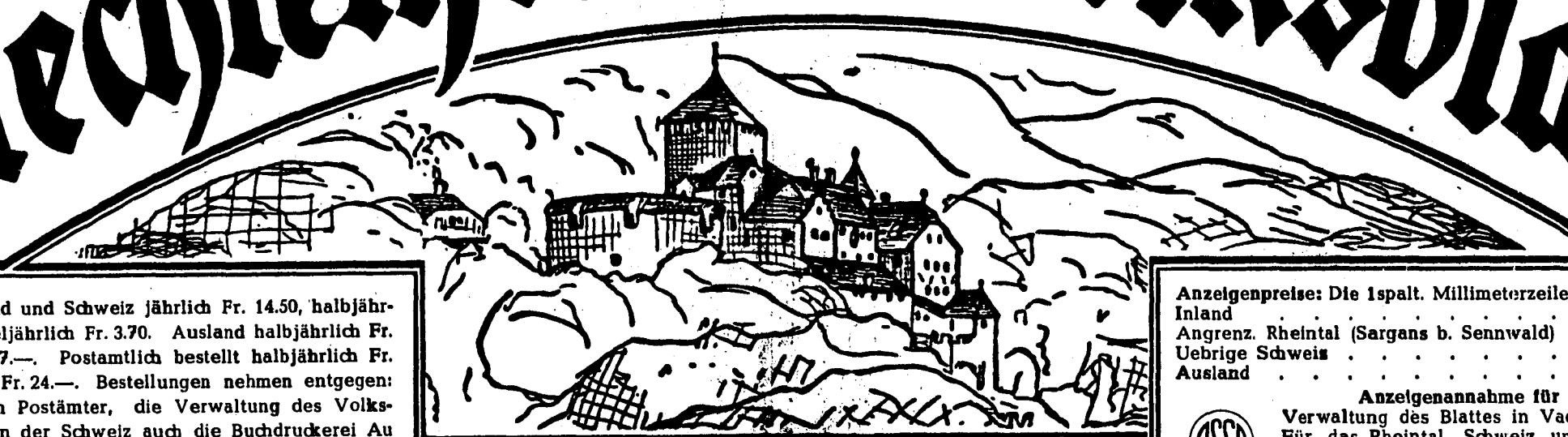


Liechtensteiner Volksblatt



Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 14.50, halbjährlich Fr. 7.30, vierteljährlich Fr. 3.70. Ausland halbjährlich Fr. 13.50, jährlich Fr. 27.—. Postamtlich bestellt halbjährlich Fr. 12.—, ganzjährlich Fr. 24.—. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rhtl.) Tel. Nr. (071) 731 60. Verwaltung: Vaduz Tel. (075) 2 21 43 Redaktion: Vaduz, Telefon Nr. 2 13 94. Postcheck Nr. IX/2988

Organ für amtliche Kundmachungen

Anzeigenpreise: Die 1spalt. Millimeterzeile
 Inland 7 Rp. 20 Rp.
 Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 9 Rp. 22 Rp.
 Uebrig. Schweiz 10 Rp. 24 Rp.
 Ausland 12 Rp. 28 Rp.



Anzeigenannahme für das Inland:
 Verwaltung des Blattes in Vaduz, Telefon 2 21 43
 Für das Rheintal, Schweiz und übrige Ausland:
 Schweizer Annoncen A.-G.
 St. Gallen, Tel. 22 26 26, und übrige Zweiggeschäfte

Innehalten und zum Himmel schauen

„Während sie noch unverwandt dem Scheidenden nach gen Himmel schauten . . .“, heißt es von den Jüngern Jesu in der Lesung von Christi Himmelfahrt (Apg. 1, 10). Das ist es, was uns Menschen i m m e r not tut und heutzutage besonders: zum Himmel schauen.

Wenn einer unverwandt zum Firmament emporschaut, muß er innehalten in seiner Arbeit, in seinem Gehen oder Fahren. Dies ist das Erste: Wir müssen viel öfter innehalten in unserm Tätigsein. Ein griechischer Philosoph hat gesagt: „Wir arbeiten, um Muße zu haben“. Heute leben wir in einer Welt, in der man die Arbeit überschätzt. In der östlichen Welt verherrlicht man die Arbeit als den Sinn des Lebens, weil sie dafür sorgt, daß die Fünfjahrespläne (mehr oder weniger) erfüllt werden. Denn dort muß die Arbeit der Macht des Staates dienen. Bei uns schafft und schuftet man, um den Lebensstandard zu erhöhen. Im Osten ist die Freizeit dazu da, dem erschöpften Körper wieder Kraftstoff einzupumpen. Im Westen wird die Freizeit ausgefüllt von den Anstrengungen, die die Vergnügungsindustrie uns „schenkt“ (weil sie damit ja gut verdient). Was auf beiden Seiten fehlt, ist das Innehalten, die Muße, die alle so sehr brauchen.

Wer in seinem Leben und Tätigsein nicht das echte Innehalten kennt, lebt eher ein tierisches als ein menschliches Leben. Denn das Tier steht nicht über der Zeit. Es erlebt und vergißt, um Neues zu erleben. Nur wenige Dinge des Triebhaften prägen sich seinem sinnlichen Gedächtnis ein. Der Mensch kann und soll über dem Erlebten stehen. Er kann das Vergangene überdenken, die Gegenwart begreifen, für die Zukunft aus dem Vergangenen und der Gegenwart die Pläne schmieden. Der Mensch hat Bewußtsein, das nach dem Sinn des Geschehens fragen kann. Das aber ist eine der schlimmsten Nöte unserer Zeit: Die Menschen wollen nicht mehr innehalten. Sie wollen nur immer Neues erleben. Von der Hast der Arbeit stürzen sie sich in die Unrast des Vergnügens. Sie haben keine Zeit mehr, nach dem Sinn zu fragen und zu suchen. Sie haben die echte Muße verloren.

Nicht das „müßige“ Nichtstun und Faulsein und Sich-ausschlafen ist mit Muße gemeint. Unser liebes Wort „Feierabend“ und „die Stille nah und fern“ im Lied vom Tag des Herrn drücken aus, was Muße ist: Innehalten, um sich zu besinnen, und wenn man ein Christ ist, um zum Himmel zu schauen. In den Wüsten und Steppen, wo keine Wege sind, hält der Reiter

inne, schaut zur Sonne empor oder zu den Sternen, um sich zu orientieren.

Der Christ schaut Christus nach, der ins Andere hinübergewandert ist. Die Bibel schildert uns, wie eine Wolke die Gestalt Jesu verhüllte, da er sich ein wenig von der Erde erhob. Die Wolke, die milden Schatten spendet, fruchtbringenden Regen schenkt und den zerstörenden Blitz mit dem Rollen des erschreckenden Donners entläßt, ist uraltes biblisches Sinnbild der Gegenwart Gottes. Das Sichemporheben und in die Wolke gehüllt werden, war nur Zeichen dafür, daß Jesus wieder endgültig dorthin gegangen war, von wo er ausgegangen.

Wir können uns jene andere Welt nicht vorstellen. Wir können uns ja nicht einmal eine Seele in ihrem irdischen Leib vorstellen. Aber das ist noch kein Beweis, daß es die andere Welt und die Seele nicht gibt. Denn Vitamine, Hormone und Atome entziehen sich auch unserer Vorstellungskraft und sind doch nur irdische Materie.

Und wir gehen alle auf jene andere Welt zu. Unaufschierbar. Die Menschen, die nicht innehalten und sich statt dessen in den Taumel des Vergnügens stürzen, wissen das auch. Sie leben auch vom Tode her. Aber nicht in einem echt menschlichen Bewußtsein, das sich besinnt auf des Lebens Zweck und Ziel. Sie wollen sich erraffen, was nur das Leben hergibt, denn für sie ist hinter dem Tode — nichts. Wenn das aber viele tun, muß es zum Kampf aller gegen alle führen. Denn die Erde ist klein und es hat nicht lauter Plätze an der Sonne.

Zu ihrer Entschuldigung sagen sie dann sich und uns vor, es sei noch keiner herübergekommen aus der andern Welt. Erstens ist das nicht wahr, denn Christus war von drüben. Und zweitens: sie würden auch nicht glauben, wenn einer heute käme und ihnen sagen und durch Wunder beweisen würde, daß er von drüben komme. Jesus sagte im Gleichnis vom reichen Prasser, der den armen Lazarus zu seinen Brüdern auf die Erde schicken will, um sie zu warnen: „Sie haben das Gesetz und die Propheten. Wenn sie nicht auf diese hören, so werden sie sich auch nicht bereden lassen, wenn einer von den Toten auferstünde!“ (Lk. 16, 31).

Das ist der Sinn jeden Festtages und Sonntages: Innehalten und zum Himmel schauen. — Zeit haben für seine Seele und das eigentliche Leben. Denn wir sind durch die Gnade Christi berufen zu einer Himmelfahrt. Die sechzig, achtzig Jahre dieses irdischen Daseins sind nur die

Vorbereitung auf ein ewiges Leben mit Gott in der andern Welt. Wir werden aber nur dann drüben mit Gott leben, wenn wir hier damit angefangen haben. Und wie schwer wird es jenen fallen in der letzten Stunde dieses Erdenlebens, Freundschaft mit Gott zu schließen, wenn sie

ein Leben lang sich um Ihn nicht gekümmert haben! Sie haben — o furchtbare Torheit! — die Orientierung verloren und versäumen das Ziel. Und warum? Sie hatten keine Zeit, innezuhalten und zum Himmel zu schauen. f.

Hundert Jahre Stella Matutina in Feldkirch

Als mit drei großen Festschriftbänden, die der unvergeßliche Pater Anton Ludewig S. J. herausgab, das weltberühmte Jesuitenkolleg „Stella Matutina“ in Feldkirch im Jahre 1931 75 Jahre seines Bestehens beging, ahnte man wohl nicht, welch schweren Zeiten die „Stella“, wie sie von all ihren Freunden kurz genannt wird, entgegengehen sollte. Freilich, ganz verschwunden ist der Name „Stella Matutina“ auch auf dem Tiefpunkt der Prüfungszeit nicht, die 1938 einsetzte und einige Zeit nach Kriegsende ihren Abschluß fand. Als der Stern vom Hochbau 1938 herabgeholt werden mußte, war das Symbol des Hauses, das der Muttergottes, dem Morgenstern der Marienlitanei unterstellt ist, so sichtbar dahin, daß man unwillkürlich denken mußte, nun sei es auch mit der geplanten Notlösung einer Fortführung des Kollegs links der Ill vorbei. Tatsächlich wurde im Spätsommer 1938 die Eröffnung des neuen Schuljahres durch die damaligen Machthaber auch in den Ersatzräumen verboten. Aber der Geschicklichkeit des heutigen Pater Ministers, P. Hans G a l l i S. J., ist es zu danken, daß in einer rechtlich einwandfreien Form auch über die schwere Zeit bis 1945 noch Ansatzpunkte geblieben sind. Der Name Alois Hoch mit seinem sog. „Stellagarten“ verdient da genannt zu werden, die Oekonomie auf Reichenfeld, die P. Galli selbst betreute, das Exerzitienhaus in Tisis, das zwar bei fortschreitendem Kriegsgeschehen Wehrmazzarett wurde, das aber ebenfalls durch sachkundiges und zielbewußtes Verhandeln von P. Galli mit dem dafür zuständigen Wehrkreismando XVIII. in Salzburg rechtsgeschäftlich dem Jesuitenorden erhalten blieb. Endlich sei die Oekonomie Carina mit dem stattlichen Haus erwähnt, in welchem die in Feldkirch verbliebenen Patres bis Kriegsende und darüber hinaus ihre Heimstatt hatten und von dem aus P. Georg Straßberger den Kontakt mit den Stellanern aufrecht erhielt und von aus die Briefe mit dem Briefkopf „Stella Matutina“ hinausgingen. Nein, die „Stella“ ist auch in diesen Jahren bestehen geblieben.

Daher kann die Stella Matutina heuer mit Recht hundert Jahre ihres Bestandes feiern. Sie

tut dies nicht nur am höchsten ihrer Feste, am 8. Dezember, sondern vor allem am 1. Juli mit einem großen Altfeldkircher Treffen, zu dem die ehemaligen Stellazöglinge aus aller Welt und die Patres zusammenkommen werden. Zugleich erscheint in diesen Tagen aus der Feder des langjährigen Rektors der Stella, P. Jakob K n ü n z, der, welch glückliche Fügung!, selbst Stellazögling war, dazu gebürtiger Vorarlberger ist und als Schulmann und Gymnasialdirektor der Anstalt besondere geschichtsschreiberische Eigenschaften hat, erstmals eine Geschichte dieses so berühmten Hauses (100 Jahre Stella Matutina 1856—1956, 196 Seiten).

Am 24. Juni 1956 werden es genau hundert Jahre, daß Pater Clemens Faller von der (ober)deutschen Ordensprovinz des Jesuitenordens Rektor des ersten Kollegs dieser Provinz wurde. Er selbst schilderte diese Gründung so: Nachdem er schon verschiedene Jesuitenniederlassungen ins Leben gerufen hatte, entschloß er sich, auch für diese Provinz ein Kolleg, also eine Ausbildungsstätte mit gymnasialem Lehrplan in Internatsform, zu gründen. „Eine Provinz ohne Kolleg heißt nichts“, war sein Urteil. Ursprünglich sollte dieses Kolleg in Belgien errichtet werden, doch ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Am Bodensee machte ihn Graf Salm auf Vorarlberg aufmerksam. P. Faller dachte zuerst an Bregenz, wo ihm der Platz der späteren protestantischen Kirche zusagte. Er begab sich nach Wien, um die Erlaubnis des Kaisers einzuholen (damals hatte Oesterreich noch die absolute Monarchie). Kardinal Fürst Schwarzenberg von Wien riet anstelle von Bregenz oder allenfalls auch neben Bregenz zur Wahl des Klosters Schlackenwerth bei Karlsbad. Unterrichtsminister war damals der streng katholische Graf Thun, der gleich die Errichtung mehrerer Jesuitenkollegien anregte, aber meinte, anstatt Bregenz sollte Feldkirch gewählt werden, wo gerade eine Kaserne fertiggestellt wurde, die für ein Kolleg sehr geeignet sei. Kaiser Franz Josef I. empfing dann P. Faller und sagte ihm, ein gutes Jesuitenkolleg in seinem Reiche sei ihm lieber als einige neue Regimenter Soldaten. P. Faller reiste über Innsbruck nach Feld-

Was geschah mit Evelyn ?

Roman von Annemarie Graf
 Copyright by Cosmopress, Gené

21

„Ich habe keine Angst,“ versicherte das Kind stolz und nickte Katharina zu. „Weißt du, Pa, Kate hat gesagt, wenn man schon so groß ist wie ich, dürfe man sich nicht mehr fürchten — und der liebe Gott ist ja auch da.“

Der Vater beugte sich über Evelyns Stirne: „Ja, Darling, der liebe Gott ist da. Schlafe gut.“ Unten wartete Burns mit dem Wagen.

Sie fuhren durch eine dunkle Allee von hohen Tannen, allmählich tauchten mehr und mehr Lichter auf und bald lag der elegante Kurort strahlend hell vor ihnen. In weichem Bogen fuhr das Auto um eine Ecke und hielt vor dem Lokal. Ein livrierter Portier eilte herbei. Ronald Neil stieg aus und reichte Katharina die Hand. Ein breiter, roter Läufer führte über den Fußweg in die Halle. Strahlendes Licht flutete in breiten Bändern Katharina entgegen, eine große Halle mit erlesenen Möbeln und Teppichen nahm sie auf.

„Bitte, dort drüben ist die Garderobe,“ teilte ein grünelkleideter Boy mit. Katharina folgte ihm, ihr Mantel wurde ihr abgenommen. Für den Augenblick sah sie sich in dem langen Spiegel — war sie das wirklich, waren das ihre Au-

gen, die so erwartungsvoll und doch so scheu glänzten, ihr Haar, das unter dem strahlenden Licht so aufschimmerte, ihre Gestalt, so schlank und gerecht in dem Schwarz des Abendkleides? Seit langem hatte sie es nicht mehr getragen und fast nicht mehr gewußt, wie sie darin ausschaute. Und als sie es heute abend anzog, eilig, um pünktlich fertig zu sein, hatte sie aus einer seltsamen Angst heraus nicht gewagt, in den Spiegel zu sehen. Das letztmal hatte sie den Abendrock getragen, als sie mit Claude von der Ferienreise kommend, in Luzern ein Festkonzert gehört hatte. Nun trug sie es heute, aber nicht Claude war mit ihr. Nicht Claude, der sie verlassen und wohl schon der Mann einer anderen war, sondern Mister Ronald Neil. — Und plötzlich sagte eine Stimme in ihr: „Der Mann Vivian Neils.“

Sie fuhr zusammen, schaute um sich. Hatte jemand neben ihr gesprochen? Oder hatte sie geträumt? Hatte eine Stimme in ihr gewarnt? Vor ihr standen zwei elegante Damen und die eine sagte nochmals, leise, aber für Katharina deutlich verständlich: „Aber ich sage dich doch, Ellen, das ist Vivian Neils Mann . . . natürlich ohne sie . . .“ Ein diskretes Lachen, ein vorsichtiger Blick zu Neil hinüber, dann verschwanden die beiden Frauen in Richtung des Speisesaales.

Roland Neil hatte, ein wenig abseits stehend, auf Katharina gewartet. Er sah Unruhe auf ih-

rem Gesicht.

„Was gibt es denn?“
 „Mister Neil,“ sagte Katharina schnell und unglücklich, „man kennt Sie hier.“
 „Vermutlich.“ Er lächelte. „Mich kennen leider viele Menschen.“

„Aber man wird darüber reden, wenn man Sie mit mir sieht — im Sanatorium haben sie es schon getan.“

Neil fragte scharf: „Hat man Sie belästigt? Dann sagen Sie es mir, ich werde für Abhilfe sorgen.“

„Nein, nein, aber eben sprachen zwei englische Damen von Ihnen, und wenn man Sie mit mir sieht, dann . . .“

„Was dann?“ fragte Neil.
 Katharina schluckte: „Es ist bei uns nämlich nicht üblich, daß eine Erzieherin ohne die Dame des Hauses mit dem Herrn ausgeht.“

Neil schob seinen Arm leicht unter den Katharinas, er fühlte ihr Beben.

„Bitte, bleiben Sie nicht hier zwischen Tür und Angel stehen, Miß Roth; damit erreichen Sie gerade das, was Sie vermeiden wollen, nämlich Aufsehen!“

Damit zwang er sie sanft vorwärts: „Wir sprechen später davon.“

Ein Kellner riß die breite Gastüre vor ihnen auf. Der Speisesaal in seiner Lichtfülle präsentierte sich, das Weiß der Tischtücher wurde

noch heller gegenüber den purpurroten Rosen, die auf niedrigen Silberschalen von den Tischen grüßten. Silber blitzte — Schmuck an Frauenhälsen warf Licht — ein Geschäftsführer eilte heran:

„Mister Neil, wenn ich bitten darf, hoffentlich ist Ihnen dieser Tisch angenehm?“

Er führte Mister Neil und Katharina, die er mit einem diskret absätzenden Blick gemustert, an einen runden Tisch in der Ecke der Empore. Es war ein Tisch, der geschützt gegen das Hin und Her der Menschen, doch eine ausgezeichnete Sicht bot. „Danke, ja.“

Mister Neil wartete, bis Katharina Platz genommen. Sie hatte ihre Verwirrung und Angst niedergekämpft. Sich nichts anmerken lassen, dachte sie, tun, als ob es etwas Alltägliches wäre, in einem solchen Lokal an der Seite eines Mannes wie Roland Neil zu sitzen. Auf einmal glitt alles von ihr ab, die Gegenwart, ihre Stellung, alles, was sie seit Jahren erlebt hat. Die Vergangenheit flutete herauf, sie kam mit dem Duft der roten Rosen aus den Silberschalen, mit der schmeichlerischen Musik, die eine Kapelle von dem erhöhten Podium in der Ecke des festlichen Raumes über die Gäste hinrieseln ließ, dem flirrenden Weiß und Gold und Bunt der eleganten Frauengewänder, dem unbeschwertem Leben ringsum.

„Aber, was haben Sie, Miß Roth, Sie sehen